

Zeitschrift: Jahrbuch vom Thuner- und Brienzersee
Herausgeber: Uferschutzverband Thuner- und Brienzersee
Band: - (1976)

Artikel: Mit J. V. Widmann am Thuner- und Brienzersee
Autor: Sommer, Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1096656>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 25.03.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Hans Sommer

Mit J. V. Widmann am Thuner- und am Brienzersee

Vorbemerkung

Die vorliegende Arbeit geht auf eine Anregung Dr. Ad. Schaers zurück. Vor einem Vierteljahrhundert veröffentlichte der lebenswürdige Sigriswiler Poet und Pädagoge eine Studie «Widmann und der Thunersee», in der er sachkundig ein Bild des Menschen, Dichters und Feuilletonisten J. V. Widmann entwarf und dessen enge Verbindung zum Oberland, besonders zur Thunerseelandschaft, nachwies (Jahrbuch UTB 1951, S. 50—63). In diesem Zusammenhang stellte er fest, Widmanns «zahlreiche Berichte über Wanderungen am Thunersee» seien, weil «nicht in die Sammelbände aufgenommen», nur noch im Archiv des «Bund» oder in privaten Schubladen zu finden, sie wären es aber wert, «in einer künftigen Nummer unseres Jahrbuches» wieder zugänglich gemacht zu werden.

Auf Ersuchen der heutigen Schriftleitung habe ich mich der Aufgabe unterzogen, die bisher tatsächlich nur schwer greifbaren Thuner- und Brienzersee-Feuilletons J. V. Widmanns aufzuspüren und für einen Neudruck bereitzustellen. Es fand sich viel einschlägiger Stoff, so viel, dass Kürzungen und Zusammenfassungen nicht zu umgehen sein werden. Man wird es im übrigen zu schätzen wissen, wenn ich, da wo dies vom Thema her geboten erscheint, gelegentlich auch die eine oder andere Widmannsche Dichtung heranziehe. — Doch zunächst:

Wer war Josef Viktor Widmann?

Es gab eine Zeit — sie liegt nur ein paar Jahrzehnte zurück —, wo man diese Frage einem gebildeten Lesepublikum nicht zu stellen gewagt hätte. Zu Stadt und Land kannte man die Werke dieses Dichters, die vielen elegant gebauten, spielerisch anmutenden, zum Teil von grossen Vorbildern inspirierten Dramen, Versidyllen, Schattenspiele, Erzählungen, Novellen und so weiter, die dem Verfasser dereinst den Ruf eines «genialen Dilettanten» (Werner Günther) eintragen sollten. Um 1910

mögen auf den Bücherbrettern der bernischen und schweizerischen Wohnstuben besonders häufig gestanden haben: «An den Menschen ein Wohlgefallen, ein Pfarrhausidyll»; die Erzählung «Jugendeselei»; die kleine Dichtung «Bin, der Schwärmer» — alle drei dem Andenken goldner Tage im elterlichen Pfarrhaus zu Liestal verpflichtet und gleicherweise von Jugendglück und Heimwehzauber durchweht. Sehr beliebt waren daneben zwei anmutig-tiefsinnige Dichtungen, die auf ergreifende Weise zeigen, dass ihr Verfasser zwar die Schönheiten dieser Welt mit allen Sinnen und dankbaren Gemütes in sich aufnahm, dass er aber gleichzeitig zutiefst an den Unvollkommenheiten der Schöpfung litt: Die «Maikäfer-Komödie» und «Der Heilige und die Tiere». Denn der Mann, den man kaum je ohne sein Schnauzerhündchen Argos antraf — er nannte den klugen vierbeinigen Begleiter gelegentlich scherzhaft seine «Obrigkeit» —, dieser Mann trug lebenslang schwer am Leiden der stummen Kreatur.

Besser noch als den Dichter Widmann kannten viele unserer Eltern und Grosseltern den Journalisten Widmann. Zwischen 1880 und 1911 (dem Jahr, da der freigesinnte Theologe seine Stelle als Direktor der Einwohnermädchenschule in Bern verlor und dann zum Leiter der Feuilletonredaktion des «Bund» berufen wurde, und dem Todesjahr des noch nicht ganz Siebzigjährigen), zwischen 1880 und 1911 also hätten die Antworten auf unsere Frage etwa so gelautet: «Widmann? — Das ist der Geschmacks- und Kunstrichter, der in seiner Zeitung mit unbestechlichem, aber im ganzen wohlwollendem Urteil für junge Talente eintritt und ihnen den Weg zum Erfolg ebnen hilft; denken Sie beispielsweise daran, wie eifrig er die Werbetrommel für seinen Liestaler Jugendfreund Carl Spitteler rührt.»

Oder: «J. V. W.? Das ist der gegenwärtige schweizerische Kulturwart, ein literarischer Erzieher von ausserordentlichem Format, gewissermassen das künstlerische Gewissen der deutschen Schweiz.»

Oder: «Widmann, das ist der Freund von Berühmtheiten aus den verschiedensten Lebens- und Wirkungsbereichen. Der theaterfreudige Herzog von Meiningen war bei ihm auf dem Muristalden zu Gast, Johannes Brahms hat ihn auf Reisen und Wanderungen begleitet und ist in seinem Hause — in Bern und am Thunersee — ein- und ausgegangen, Ferdinand Hodler hat seinen Rat gesucht, mit vielen andern Künstlern, Schriftstellern, Sängern war er befreundet . . . »

Sehr oft aber hätte man zu hören bekommen: «Widmann ist ein passionierter Wanderer und ebensolcher Reiseschriftsteller. Und zwar hat er einmal gesagt, das wahre Reisen sei ‚nur das nach Handwerksburschenart, den Törnister auf den Schultern und immer bereit, zu bleiben oder weiterzugehen nach augenblicklicher Lust und Stimmung‘. Und wie weiss er uns an seinen Reise- und Wanderfreuden teilnehmen zu lassen! Jedes Feuilleton mit dem Gütezeichen «J. V. W.» verspricht ein kleines geistiges Abenteuer; seine abwechslungsreichen, mit launigen Einzelheiten gespickten Reiseberichte aber sind der beste Ersatz für eigenes Erleben — wir kommen ja so selten von Haus.» (Man wusste bis nach dem Ersten Weltkrieg weitherum noch nichts von Ferien, und der Massentourismus lag noch in weiter Ferne.)

Die Reisefeuilletons

Widmanns gesammelte Reisefeuilletons füllen sieben Bände. Die Buchtitel wecken auch heute noch einen frohen Widerhall: «Spaziergänge in den Alpen. Wanderstudien und Plaudereien», «Du schöne Welt! Neue Fahrten und Wanderungen», «Sommerwanderungen und Winterfahrten», «Jenseits des Gotthard», «Sizilien und andere Gegenden Italiens» usw. Im Grunde ist jedes Widmannsche Reisebuch eine «Liebeserklärung ans Leben» (so im Vorwort zu «Du schöne Welt!»); in jedem lebt aber auch die «sanfte Trauer» über die Kürze, die Einmaligkeit und die Unvollkommenheit unsrer irdischen Pilgerfahrt.

J. V. Widmanns Reisesehnsucht steuert sehr verschiedene Ziele an, die Buchtitel belegen es. Aber es versteht sich von selbst, dass der gebürtige Oesterreicher (er kam 1842 in Nennowitz in Mähren zur Welt) sich die geographischen Vorteile seiner neuen Heimat zunutze machte und vor allem immer wieder die Schönheiten des Berner Oberlandes aufsuchte. Als Schulleiter organisierte der «Rektor Müsli» — so eines seiner Pseudonyme — Schulausflüge ins Oberland; er machte schon früh mit seiner Familie «Robinsonade» Ferien bald da, bald dort zwischen Thun und Brienz, gerne besonders in Merligen; nach dem plötzlichen Ende des Lehrerdaseins (Frühling 1880) aber mietete er sich im Haus Stampbach in der Nähe des Schlosses Ralligen fest ein und machte es gleich zum Hauptquartier seiner oberländischen Wanderstrategie. «Unbeschreiblich erfrischend ist es, die Alpen so dicht vor sich zu haben»,

schrieb er seiner Schwester Anna kurz nach dem Einzug in Stampbach, «(wir) sehen, wie drüben überm See der Schnee auf den höchsten Gipfeln schmilzt, der nun die schwarzen, schroffen Felswände vom Niesen, Morgenberghorn, Abendberg usw. in zahllosen schimmernden Wasserbächen niederrinnt. Dazu der tiefblaue See! Man kann sich kein schöneres Exil denken, als meines.»

Die Oberländer Landschaft im Werk des Dichters

Wen würde es wundern, dass die zauberhafte Seelandschaft ihre Spuren im Werk des Dichters hinterlassen hat? Freilich ist es im allgemeinen ein fragwürdiges Unterfangen, in einem dichterischen Werk, das doch in erster Linie der schöpferischen Phantasie entsprungen ist, nach konkreten Schauplätzen und Gestalten zu suchen. Gelegentlich aber ist eine unmittelbare Beziehung nicht zu übersehen, und zwar nicht bloss bei allgemeinen Bemerkungen wie im dritten Teil von «Bin, der Schwärmer» (die Dichtung spielt im Jura): «Es dehnte sich die Brust, wie wenn auf Höhn / Der Alpen jedes Atmen wird Entzücken». Zum Beispiel in Widmanns «grösster und erfolgreichster Novelle» (Maria Waser), der «Patrizierin»:

Finninger, der Vater der Heldin, besitzt ein Landgut «am Ufer des Sees, dessen Wasserspiegel den hohen Gebirgen des Landes ihr Bild zurückgibt». «Am untern Ende des Sees» liegt «ein Städtchen, das sich seit Jahren einer grossen Militärschule (erfreute)»: das ist natürlich Thun. Vor höhern Berggipfeln erhebt sich «die weithin sichtbare Pyramide eines nähern, niedrigeren Berges» — nur der Niesen kann hier gemeint sein. «Längs dem rechten obern Seeufer zeigte sich die weisse Linie einer Kunststrasse, die mit Tunnels durch die schwer vorgelagerten Felsenabhänge eines Berges führte»: die Strasse Beatenbucht—Sundlauenen. «Und wie wundersam nahm sich (...) die ungeheure jenseitige Schlucht aus, die zwischen zwei grossen Gebirgsstöcken weit hinauf sich zu einem Alpental ausweitete und von einer uralten Zeit zu erzählen schien, in welcher durch furchtbare Gewalten die einst beide Berge verbindende Felsenmauer war zerrissen worden»: so schildert Widmann das ihm wohlvertraute Justistal. Die folgende Empfindung der jungen Patrizierin schliesslich entspricht bis in Einzelheiten derjenigen, die Jeremias Gotthelf seinem deutschen Handwerksbur-

schen Jakob («Wanderungen...») am Thunersee zuschreibt: «Er dachte bei sich, wunderbar sei es in alle Wege, wie sich hier alles so habe gestalten können, so lieblich und so gewaltig!» Dougaldine Finninger macht sich «ein stolzes Vergnügen» daraus, «in einer Gegend, die an Lieblichkeit und an Erhabenheit der landschaftlichen Szenerie kaum ihresgleichen findet, auf flüchtigem Renner dahinzusprennen». Doch geben wir nun Widmann das Wort durch seine

Bundfeuilletons

Der Oberlandfreund durfte es sich leisten, wenn nötig auch als Kritiker aufzutreten und Themen aufzugreifen, die eher den Staatsbürger und Volkserzieher als den Naturfreund und Literatursachverständigen beschäftigten. Am 7. September 1887 gab die Redaktion die Zuschrift eines Amerikaners wieder, der sich über das Fehlen eines Seebades in Thun beklagte. Es sei zwar «sehr idyllisch», sich am Ufer auszuziehen, «etwa wie es die Buben und Mädchen nach Sonnenuntergang bei der Bächimatt machen. Aber man hat vielleicht eine gute Genfer Uhr in der Weste stecken und ein paar Hundertdollarscheine wo anders, und die möchte man doch nicht so am Ufer liegen lassen, während man im See draussen schwimmt. Es könnte ja der gestiefelte Kater vorbei- und mit den Kleidern durchgehen...» Dem Feuilletonredaktor schien die Einsendung «beachtenswert»; es sei allerdings fraglich, ob Thun «ein für die Errichtung einer solchen Anstalt geeignetes Seeufer» besitze. Die «rührigen Väter der Gemeinde Thun» möchten die Frage immerhin ernsthaft prüfen.

Eigene Erfahrungen veranlassten Widmann ein paar Jahre später (1883, Nr. 247), auf das Thema Bademöglichkeiten zurückzukommen. Zwischen Spiez und Faulensee sei wohl «ein hübscher Strand mit Tannen und Erlen am Ufer und mit Felsblöcken gleich Inselchen im Wasser; aber es zieht sich ein begangener Pfad vorbei und wenn man eben daran ist, aus dem Wasser zu steigen und wieder in die Kleider zu schlüpfen, singt eine vorübergehende Pariserin höhnisch den schönen Nicolas, worüber man so rot wird wie die purpurfarbige Badehose, die von einem Schmetterling beharrlich für eine rote Blume gehalten wird. Auch wenn statt der Pariserin eine Berlinerin vorüberginge und ‚Fischerin, du kleine‘ sänge, würde die Situation nicht behaglicher.»

Ernst und ohne jeden humoristischen Nebenton äusserte sich Widmann am 15. September 1887 über das Hazardspiel «Des petits chevaux», das in Interlaken und nun auch in Thun beim Freienhof betrieben werde. Er forderte die zuständigen Behörden auf, die «klar lautende Gesetzgebung» anzuwenden und «das Spiel der kleinen Pferde» zu verbieten. «Wer an einem Samstag Abend in diesem Sommer an dem Spielapparat als Beobachter weilte, der konnte gar manche schwielige Arbeiterfaust sehen, die mit nervösem Zittern vier, fünf solcher Einsatzblättchen auf einmal festhielt, während die Augen mit gespanntester Aufmerksamkeit, man darf wohl sagen mit leidenschaftlicher Gier dem Getriebe der kleinen Mechanik folgten, deren Stillstand über Gewinn und Verlust entscheidet.»

Von Zeit zu Zeit erschienen in den Zeitungen, auch ausländischen, Klagen über unverschämte Geldforderungen im Berner Oberland. Widmann wandte sich entschieden gegen solche Auswüchse des Tourismus, so am 11. September 1889 (Nr. 251) unter dem Titel «Wegelagerer im Berner Oberlande». (In der «Times» hatte ein Einsender die Anrempelungen beim Passieren von Wegen beanstandet.) J. V. W. ist der Meinung, «alle diese Wegelagereien und Erpressungen unter was immer für einem Vorwand» müssten unbedingt verschwinden; «sie sind der Gegenstand des Ärgers aller Touristen aus allen Ländern. Wir haben in diesem Sommer mit vielen Reisenden persönlich verkehrt und von Deutschen wie von Engländern und Amerikanern übereinstimmend dieselbe Klage vernommen, dass die schönste Gegend der Welt durch die gemeine Zudringlichkeit entarteter gieriger Leute den Reisenden verleidet werde. Der ist kein Freund des Landes, der solche Zustände beschönigen will», fügte er vorsorglich bei. Zugleich machte Widmann Vorschläge zur Abhilfe; es sei z. B. die Einführung einer Wegsteuer ins Auge zu fassen. Schon am 23. September doppelte er nach: «Touristenbelästigung im Berner Oberlande» (Nr. 162), weil Pfarrer Gottfried Strasser in Grindelwald im «Oberländer Volksblatt» einen abschwächenden Gegenartikel veröffentlicht hatte. Vielleicht bringe der Bau von Bahnen eine Besserung, meinte er, aber: «Leicht wird es nicht gehen. Ein Theil der oberländischen Bevölkerung ist durch den Fremdenverkehr demoralisiert. Zwischen Kutschern, Führern und Wirten besteht eine gewisse, oft unschöne Solidarität, deren Kosten der Fremde zu bezahlen hat.»

Pro und Kontra in Verkehrsfragen

Wie man sieht, war Widmann alles andere als der Vertreter eines blässen Artistentums. Er gehörte nicht zu denen, deren «tiefe Teilnahme für das Menschliche sich höchstens auf ihre eigene Person (...) bezieht» («Ausgewählte Feuilletons» S. XIII); Unrecht, Habgier, Hartherzigkeit, Roheit riefen ihn immer wieder auf den Plan. Man braucht sich daher auch nicht über den Aufsatz zu wundern, den J. V. W. zu Ende August 1906 in den Nummern 403 und 405 des «Bund» veröffentlichte: «Für die schwachsinnigen Kinder im Berner Oberland».

Mit der Kritik des berühmten Redaktors in Bern mussten nicht zuletzt alle die rechnen, die daran gingen, das Oberland und seine Naturschönheiten mehr und mehr mit Hilfe von Bahnbauten zu «erschliessen». Freilich war J. V. W. kein sturer Gegner der modernen Verkehrsmöglichkeiten. Zum Bahnprojekt Interlaken—Grindelwald und Interlaken—Lauterbrunnen zum Beispiel sagte er mehr als einmal ein überzeugtes Ja. So am 16. Januar 1888, Nr. 15: Die Bahn werde einem im Winter «das vielstündige Patschen durch nassen Schnee» ersparen. Und am 21. November 1889 (Nr. 321) fasste er einige in der englischen Zeitschrift «Truth» erschienenen Meinungsäusserungen zum Plan einer Jungfrau-Bahn (nach dem Trautweilerschen Projekt) so zusammen: Es sei richtig, «dass herrliche Wunder der Natur möglichst vielen Menschen zugänglich sein sollten, nicht bloss einer kleinen Zahl Ausgewählter, die mehr eine Geissennatur als menschliche Konstitution» hätten. Bereits am 23. November 1886 war ein Artikel Widmanns zur Frage «Ob man eine Bahn auf die Schynige Platte bauen soll?» erschienen (Nr. 323). Antwort: Ja, denn der beschwerliche Aufstieg rechtfertige den Plan vollauf; es sei gescheiter, die Dampflokomotive für den Transport von Touristen einzusetzen als geplagte Reittiere oder gar «Schlepp-Männer»! «Die Schynige Platte ist so zu sagen das Präludium zum Faulhorn, dem höchsten bewohnten Alpengipfel des Berner Landes und dem berühmten schönsten Standpunkt zur Betrachtung des Hochgebirges. Und welcher zauberische Weg, nicht sehr beschwerlich, Stunden lang fast eben, führt von der Schynigen Platte zum Faulhorn.» Der Bahnbau wäre also «vom Standpunkte des Freundes der Schönheit unserer Alpen» nur zu begrüßen, — so seine «von Niemand beeinflusste persönliche Meinung».

Widmann gab denn auch später gelegentlich eine zustimmend gehaltene Übersicht über den Stand der Arbeiten an den im Bau befindlichen Bahnen; 5. September 1892, Nr. 248: «Schynige Platte- und Thunersee-Bahn», mit Ergänzungen am 20. November 1892.

In einem Artikel «Was schaden Alpenbahnen» setzt sich Widmann am 13. November 1890 ausführlich mit einem kurz vorher in der «Dresdner Zeitung» erschienenen Aufsatz des «hervorragenden Journalisten» Ludwig Hartmann auseinander. Er stimmt mit dem deutschen Kollegen überein, wenn dieser die Bödelibahn «ein sehr unbequemes Institut» nennt, im übrigen aber mit Lob für Interlaken und dessen Umgebung nicht spart. «Nicht einig hingegen sind wir mit Ludwig Hartmann in seiner Bekämpfung des neuesten Projektes der Lauterbrunnen—Visp-Bahn. Auf diese Bahn freuen wir uns von ganzem Herzen. Herr Hartmann müsste nur in Bern wohnen, um das recht zu begreifen»: «das herrliche Wallis» so nah und gleichzeitig so weit weg zu wissen . . . «Wir halten dieses Projekt für eines der wichtigsten und glücklichst ausgedachten der Neuzeit.» (Man fragt sich unwillkürlich, wie unser Reisefachmann das heutige dornenvolle Rawilprojekt beurteilen würde.)

Es gab aber auch Eisenbahnvorhaben, die J. V. Widmann entschieden ablehnte. Als im Sommer 1890 der Gedanke einer linksufrigen Brienerseebahn ernsthaft diskutiert wurde, machte er aus seiner Abneigung kein Hehl («Gebirgsidyll und Eisenbahnschienen», 15. Juli, Nr. 193). Die Befürworter glaubten, Iseltwald werde «durch Erstellung dieser Linie unbedingt bedeutend gewinnen». «Umgekehrt ist auch gefahren!» entgegnete Widmann. «Unbedingt bedeutend verlieren wird Iseltwald, nämlich das Einzige verlieren, was sein Kleinod ist, die unvergleichlich idyllische Schönheit dieser Bucht, wo am Fuss der hohen Riesen von Iseltwald und hineingeschmiegt in die reichen Laubbäume das liebe Dörfchen mit seinem kleinen Vorgebirge daliegt als ein gleichsam vom Himmel gefallenes Stück Poesie.»

Also nein und nochmals nein zu diesem Bahnprojekt. « . . . nun gebe man doch ein wenig Obacht, dass man nicht landschaftliche Reize zerstöre, die durch nichts zu ersetzen sind. (. . .) Wir hören auch von der Absicht einer Bahn auf die Heimwehfluh, also von einer Zerstörung jener wundervollen Tannenwaldstille zwischen den beiden Rugen. (. . .) Wir würden, wenn wir Meister wären, gewisse idyllisch schöne

Gegenden der Schweiz und speziell des Berner Oberlandes (...) noch rechtzeitig als Nationalpark erklären, woselbst keine Lokomotiven und keine Fabrikschlote dampfen dürfen. Und dahin würden in erster Linie Wengern Alp und das linke Ufer des Brienzersees gehören » — Diese leidenschaftliche Ablehnung unnötiger Schienenstränge entsprang einer «sittlichen Verpflichtung, ein solches Land zu schonen, es zu erhalten, so wie es in den Augen der Altvordern sich spiegelte, seine herrlichsten Gegenden vor Verwüstung zu bewahren» (Nr. 203, 1891: «Von den Berner Oberländer Seebahnen»); man dürfe nicht, heisst es sarkastisch weiter, «alle naturfrischen, alpinen und wild romantischen Landschaften der Schweiz in ordinäre, versimpelte Eisenbahnaktionärbiergärten umwandeln».

Eine unmissverständlich deutliche programmatische Erklärung gab der Feuilletonredaktor des «Bund» auch 1905 ab, als er sich gegen den Plan wandte, beim Trümmelbach eine grosse Station zur Unterbringung von Wagenmaterial zu erstellen (Nr. 508, 27. Oktober). Das sei keine lokale Angelegenheit. «Denn hier handelt es sich um eine der grössten Verletzungen des vernünftigen Grundsatzes, dass uns die Naturschönheit unserer Alpen ein heiliges Gut sein soll, das wir nicht auf alle Zeiten hinaus verwüsten lassen dürfen.» — Zu eben jener Zeit rief Widmann den «Heimatschutz» ins Leben. Möglicherweise findet sich der uns heute so vertraute Begriff zum ersten Mal in einem Artikel vom 29. August 1905, in dem sich Widmann nochmals mit dem Projekt einer Heimwehfluhbahn auseinandersetzt. Dieses laufe «allen vernünftigen Heimatschutzbestrebungen direkt zuwider», liest man da. «Wir rechnen es zu jenen geschmacklosen Hotellerieideen, welche jetzt bereits auch in der Presse Englands peinliches Aufsehen erregen und von einsichtigen Freunden unserer Alpennatur aus ästhetischen Gründen sehr bedauert werden.»

Aber nochmals: J. V. W. bewahrte sich in allen Fragen des Fremdenverkehrs den freien weiten Blick und das selbständige Urteil des reifen, verantwortungsbewusst denkenden Menschen. Dem Fortschritt verschloss er sich nur dort, wo ihm der Preis dafür — zerstörte Naturschönheit — zu hoch erschien. Als er im Sommer 1910 drei Wochen auf dem Brünig weilte, benutzte er für Ausflüge gern und oft «einen der vielen Bahnzüge» (Nr. 359). Grundsätzlich war er übrigens der Meinung, der breitere, bequemere Weg sei im allgemeinen auch der bes-

sere Wanderweg. Als Beispiel weist er einmal hin auf «die kurze Bergstrasse, die vom Ufer des Thuner See's nach dem freundlichen Dörfchen Sigriswyl emporführt. Folgst du ihren weislich angelegten Windungen, so wendest du bald dein Gesicht gegen den obern See in der Richtung von Interlaken, bald gegen den untern See in der Richtung der Stockhornkette. Die schneeglänzenden Gipfel der Jungfrau, des Mönchs, des Eigers und dann wieder das freundliche Gelände der altberühmten Strättlinger Landschaft mit der im Sonnenschein blitzenden Einströmung der Kander in den See erfreuen abwechselnd deinen Blick.» Auf dem steilen, abkürzenden Nebenwege dagegen habe der Wanderer «eigentlich gar keine Aussicht». («Unsere ernsthaftige Ansicht über Nebenwege»; Nr. 179 vom 1. Juli 1881.)

Hier seien zwei Aufsätze eingefügt, die wie wenige andere Widmanns Sowohl-als-auch-Haltung in Verkehrsfragen widerspiegeln. Der erste erschien am 23. April 1883 und behandelte «Die neue Strasse am Thunersee», der zweite setzt sich in der Nummer 53 des Jahres 1910 mit dem Plan einer rechtsufrigen Thunerseebahn auseinander.

*

Die neue Strasse am Thuner See.

Nachdem man als Schauplatz der Odyssee schon alle möglichen und unmöglichen Meere in Anspruch genommen hat, möchte man sich beinahe versucht fühlen, die ganze altberühmte Handlung an den Thuner See zu verlegen, wo wenigstens der Felsen schleudernde Cyklop sich in diesem Augenblick in voller Thätigkeit zeigt. Dreimal des Tages wirft er in der Gegend der Merliger Nase die gewaltigen Steinblöcke weit hinaus in den See, Um 9 Uhr Morgens, um 12 Uhr Mittags und um 4 Uhr Abends; auf vierhundert Fuss darf um diese Zeit kein Schifflein der gefährlichen Stelle nahen. Dass der Cyklop aber nicht mehr Polyphem heisst, sondern Dynamit, was ja auch ein schöner griechischer Name ist, wird der Leser wohl schon errathen haben.

Übrigens wollen wir den Nachweis, dass die Odyssee sich am Thuner See zugetragen habe, erst dann antreten, wenn wir die Sirenen werden entdeckt haben und wenn die Philologen darüber im Reinen sind, ob die Station Uttigen als das alte Ithaka oder nicht vielmehr als das alte Utica aufzufassen sei; wenden wir uns lieber einer Betrachtung der

neuen Strasse zu; wie sie von Merligen gegen Neuhaus zu durch das mächtige Felsgestein sich mühsam vorwärts arbeitet.

Es ist Sonntag; da schleudert der Cyklop keine Steine; er ist dem Verein für Sonntagsheiligung beigetreten. Wir gleiten also ohne jegliche Gefährde dicht am Ufer hin, bequemer, als wenn wir auf der jetzt noch holprigen neuen Strasse gehen müssten. Bis gegen die Nase hin hält sich dieselbe hübsch dicht am See und führt in jene liebliche Bucht bei Nachtstall, wo wir in früheren Sommern zuweilen vom Kahn aus Alpenrosen gepflückt haben, die nun aber bei solcher gefährlicher Nähe des grossen Verkehrs bald verschwinden werden. An dieser Stelle schiebt sich mächtiges Felsgestein in den See, so dass hier nichts übrig bleibt, als die Strasse nach einiger Steigung mitten durch den Fels zu führen. Hier werden also bis an die jenseitige Wand der Wohlhausenfluh Tunnel gesprengt und Gallerieen angelegt nach Art der berühmten Axenstrasse am Vierwaldstättersee. Die malerische Schönheit dieser Partie hat ihre Zukunft; war doch die ganze Strecke von der Wohlhausenfluh angefangen seeaufwärts an dem herrlichen Waldschlosse Leerau vorüber, wo aus den Klüften der Beatushöhle einer der schönsten Wasserfälle des Oberlandes sich milchweiss schäumend in den grünen See stürzt, seit lange schon die stille Liebe der Wenigen, die mit gleitendem Nachen oder auf dem bisherigen Fusspfade diese einsamen Uferstriche und diese herrlichen Waldesgründe besuchten. Freilich wird der Strassenbau manche der edlen Waldesriesen niederlegen und auch durch neue Gebäude die Wildniss entweihen, wie schon jetzt ein rothbedachter Holzschuppen gleich einer Niederlassung im amerikanischen Urwald in der Gegend der Beatushöhle hoch über den Tannenwipfeln sich hervordrängt. Und schöner als der Pfad, der von Sundlauenen weg nach dem Beatusbade, dieser wohlgepflegten friedlichsten Niederlassung, und von da durch den herrlichsten Tannenwald nach Unterseen führt, schöner, sagen wir, kann die Strasse nicht werden, die breit und bequem durch diese verschwiegenen Gründe sich legt. Aber dafür werden künftighin Tausende geniessen, was ehemals wenige Fischer und Jäger, Holzfäller und einsam pilgernde Naturfreunde gekostet haben; diese Tausende werden es nicht mehr so frisch aus erster Hand der Natur geniessen, aber doch noch der Wunder genug entdecken, um diese Strasse in ihren Reisehandbüchern mit doppelten Sternchen anzuzeichnen. Das kecke Wort aus Wallenstein's Lager:

Einer schönen Dirne Gesicht
Muss allgemein sein wie's Sonnenlicht

hat mit grösserem Rechte Anwendung auf schöne Gegenden, deren Werth gewinnt mit ihrer Zugänglichkeit für Tausende, denen sie ehemals verschlossen waren.

*

*

Die rechtsufrige Thunerseebahn.

Eine Heimatschutzrede.

J. V. W. Den aus der Fremde arm und traurig heimkehrenden Dichter Hölderlin tröstet beim Wiederbetreten der Heimat, dass — was immer er selbst draussen in der Welt für Veränderungen erfahren und erlitten hat — sie, die Heimat, unverändert geblieben ist. Sie sind es wieder, dieselben trauten Bäume, das wogende Gebirge, die sonnigen Gipfel. «Hin ist Jugend und Lieb' und Glück, doch du, mein Vaterland, du bist geblieben!» —

Wie anders in unsern Tagen und in unserm Lande empfängt so manchen Orts die Heimat den Heimkehrenden! Nicht dieselbe mehr ist sie geblieben, sondern Veränderungen hat sie erlitten, die sie schwer entstellen. Hölderlin hat in jenem Gedicht das Vaterland «ein heilig duldendes» genannt. Ach ja! nur zu gut passt dies auf die Schweiz im 20. Jahrhundert. Was muss ihr Boden alles erdulden, was muss ihr Antlitz sich alles gefallen lassen, damit — die Fremden, die Touristen glatt darüber wegfahren können und damit auch gewisse Söhne Helvetiens — «hast jetzt der Söhne ja, wie sie Sankt Mammon sah!» — ihren Schnitt machen, ihr Milliönchen einsacken.

Der Gedanke an die triste Entstellung, welche dem schönen rechten Ufer des Thunersees bevorsteht durch die projektierte Anlage einer elektrischen Bahn mit ihren Galgenstangen und Drähten, veranlasst einen alten Freund des Thunersees zu diesen bitteren Worten. Da meine Erinnerungen an dieses Ufer auf zweiundvierzig Jahre zurückgehen, bin ich allmählich gar vieler Verwandlungen Zeuge gewesen, die es im Laufe so langer Zeit erfahren und erlitten hat. Ich kannte es,

als die von Thun seeaufwärts führende Strasse bald hinter Gunten endigte und am Stampbach, an Schloss Ralligen vorüber nach Merligen nur ein durch Wiesen sich schlängelnder Fussweg führte. Wie idyllisch damals Merligen am Ausgang des Justistales mit seinen braunen Hütten lag, mit dem kleinen Beatuswirthshaus am See und dem herrlichen Kirschlorbeer, den botanische Werke, wie mir noch Professor Flückiger versicherte, als den grössten seiner Art innerhalb des südeuropäischen Alpengebietes bezeichneten, — schwer nur kann man sich heute diese heimelige Ländlichkeit noch vorstellen. Aber gegen die Kunststrasse, welche Herr Grossrat Frutiger anlegte und von Merligen, das zu Land überhaupt keine Verbindung mit Interlaken besass, über die Merliger Nase (oder vielmehr durch sie hindurch) an der Leerau vorbei mit den Tunnels nach Sundlauenen und an das obere See-Ende führte, möchte ich nichts einwenden. Den durch Steingeröll zerstörten Tannenbestand einiger Stellen der Uferhalde an dem Strich gegen die Leerau zu kann man wohl verschmerzen im Hinblick nicht nur auf die hervorragend praktische Bedeutung der Strasse, sondern auch in Würdigung ihrer wirklich schönen Anlage, die ihr den Namen «Axenstrasse des Thunersees» eingetragen hat. Dass sie dazu helfen würde, die Verwandlung der einst so wehevollen, stillen Einsamkeit der Beatushöhlen in eine sommerliche Gartenwirtschaft zu ermöglichen, darf man ihr nicht ankreiden, sie hat es nicht vorher gewusst.

Aber jetzt diese rechtsufrige elektrische Trambahn! Als Strassenbahn ist sie gedacht, was in einer Beziehung zwar als mildernder Umstand darf angeführt werden, weil so dem Ufergelände wenigstens ein neuer Kritz ins Angesicht erspart bleibt. Aber diese Strasse, die in den letzten Jahren, seit zu dem starken Wagen- und Velozipedverkehr noch die Automobile gekommen sind, sich als zu wenig breit erwies, wie soll sie noch die auf Schienen dahersausenden Tramwagen einer elektrischen Bahn ertragen? Dass ein Fussgänger ferner auf ihr gemächlich verkehren könnte, daran ist kein Gedanke. Die Pensionsgäste von Oberhofen, Gunten, Merligen — sie werden es bald heraufhaben, dass ein ruhiges Spazierengehen dem See entlang aufhören muss. Die Strasse verbreitern? An einigen Stellen wird es wohl unerlässlich sein, aber schwer durchzuführen, in den Ortschaften wegen der Kostspieligkeit des Terrains, das die Bahn erwerben müsste, am obern See wegen der Felspartie des Berges. In einem der Tunnels bei der Leerau der Strassenbahn

begegnen, während hinter einem ein Automobil daherbraust, und vielleicht noch ein Wagen mit beunruhigten oder scheuenden Pferden die Gefahr vermehrt — das wäre so das richtige Sonntagsvergnügen für einen Familienvater, der seinen Kindern die Beatushöhlen zeigen will! «Ja, er soll halt selber mit der Trambahn fahren.» Aber er hat vielleicht die verlockendere Fahrt auf dem herrlichen blauen See zur Sundlauenstation vorgezogen; dann muss er durch jene Tunnels, es führt kein anderer Weg zu den Beatushöhlen.

Und was werden denn die feineren Naturfreunde unter den Einwohnern und unter den Sommergästen Thuns zu der Entstellung der Gegend von Hofstetten sagen, wenn in dieser durch so wundervolle Edelbäume ausgezeichneten Landschaft die Tramnetze gespannt, die Pfähle eingerammt sein werden? Unterirdisch die elektrische Kraftleitung zu führen, ist aus technischen Gründen nicht wohl möglich; die Entwicklung der Akkumulatoren ist hinter andern grossen Fortschritten der Elektrizitätstechnik etwas zurückgeblieben. Und die Leitung im Boden würde auch nicht ganz gefahrlos sein.

*

Dies und das

Der gute Feuilletonist liebt es, seine Beobachtungen — Zufälliges, Impressionistisches vor allem — anmutig, mit leichter Hand und scheinbar ohne Anstrengung wiederzugeben. Widmanns Reise- und Ferienberichte überraschen denn auch durch die Fülle der darin vorkommenden, stets wechselnden Augenblicksbilder. Gelegentlich aber hatte der kritische Wanderer und wandernde Kritiker doch das Bedürfnis, ein bestimmtes Thema mit einer gewissen Systematik zu behandeln. Als Beispiel dafür mag der folgende Artikel vom 7. Oktober 1900 (Nr. 278) gelten. Der heutige Leser findet darin manchen kulturhistorisch fesselnden Einzelzug.



Die Aufnahme aus den 1880er Jahren zeigt J. V. Widmann als Wanderer und Zeichner. Sie wurde uns freundlicherweise von der Burgerbibliothek Bern aus deren Widmann-Archiv (Depot der Schweiz. Schiller-Stiftung) zur Verfügung gestellt.

Vom Hotelleben im Berner Oberland.

J. V. W. Hat man sich längere Zeit in den Karawansereien aufgehalten, die man in Europa Wirtshäuser oder mit vornehmerem Namen Hotels, auch etwa Pensionen, nennt, so sieht man eine Summe von Eindrücken und Erfahrungen sich häufen, von denen einige allgemeines Interesse beanspruchen mögen, da schliesslich die meisten modernen Menschen reisen und der Wirtshäuser benötigt sind.

Einige der Eindrücke und Erfahrungen, die ich in den Sommermonaten dieses Jahres sammelte, mögen hier daher mitgeteilt werden. Dabei schicke ich voraus, dass der kritische Charakter, den diese Zeilen vorwiegend besitzen, nicht etwa bedeuten soll, ich hätte am Hotelleben im Berner Oberland mehr zu tadeln als zu loben gefunden. Das Gegenteil ist der Fall. Bessere Hotels, als das Berner Oberland — Interlaken vor allem und Thun — sie aufweisen, wird man nicht leicht irgendwo sonst antreffen. Die Vortrefflichkeit der Küche, der Betten, die Eleganz der Zimmereinrichtung, die Reinlichkeit, die Ordnung in diesen Häusern sind nicht genug zu rühmen, sind aber auch so bekannt, ja weltberühmt, dass es nicht notwendig ist, darüber noch viele Worte zu machen. Dagegen erscheint es, wie auf allen Lebensgebieten, wichtiger, auf mögliche Verbesserungen aufmerksam zu machen und auf kleine Übelstände hinzuweisen. Nur daher erklärt sich der kritische Zug, der in nachstehenden Bemerkungen vorherrscht.

Zunächst möchte ich für einsame Berghotels, wo Gäste, vielleicht ganze Familien, wochenlang weilten, eine Neuerung empfehlen, die allerdings im Thale und in grösseren Ortschaften, wo Grund und Boden teuer sind, nicht durchführbar wäre; ich meine die Anlage kleiner separater Häuschen um den Hauptgasthof herum.

[Die Dauergäste würden dadurch von den «unvermeidlichen Tag- und Nachtgeräuschen» in den «ringhörigen» Berggaststätten verschont, auch sei, «je mehr auf social-politischem Gebiet gewisse Genossenschaftsideen zur Herrschaft» gelangten, ein Zug zur individuellen Bewegungsfreiheit unverkennbar, argumentiert der Schreiber.]

Die Hotels haben diesem separatistischen Zuge bereits auch bei der Table d'hôte ein Zugeständnis gemacht. Gerade in den grössten Gast-

höfen, z. B. im Victoriahotel in Interlaken, werden die Hauptmahlzeiten zwar in demselben Saale, aber nicht mehr an endlos langer Tafel serviert, sondern man sitzt in Gruppen an kleineren Tischchen. So hatten auch im Kurhaus auf Beatenberg die Engländer, die Franzosen, die Deutschen und Schweizer ihre besondern Tische; wenigstens im September traf ich es dort so. Und namentlich schien es mir weise, in diesem Sommer Engländer und Franzosen nicht nebeneinander zu setzen. Überhaupt mussten die Engländer schon sehr nett sein, — und das waren sie selten — wenn nicht die Vertreter aller andern Nationen sie mit recht kalt feindseligen Blicken messen sollten.

Mit Erwähnung der Table d'hôte komme ich auf einen andern Gegenstand zu sprechen, auf die Weigerung vieler Wirte, an der Table d'hôte Wein vom Fass, sogenannte «offene Weine» servieren zu lassen. In einfachen und doch sehr guten Gasthöfen, wie z. B. «Weisses Kreuz» in Interlaken und in vielen andern, begegnet man diesem etwas kleinlichen Regelzwang nicht, wohl aber in den sich vornehmer gebenden Hotels. Wenn ich bedenke, dass die Table d'hôte, die von Deutschen und Österreichern immer noch «Dabeldo» genannt wird, seitens der Engländer und Amerikaner wirklich als «table d'eau» behandelt wird, indem die Vertreter dieser Nationen bei den Mahlzeiten meist nur Wasser trinken, so dürften, scheint mir, die Wirte gegenüber den Wein konsumierenden Gästen coulanter sein. In Italien und Frankreich ist man hierin viel liberaler. Und gar in Deutschland bekommt man in ersten Hotels bei der Table d'hôte auf Wunsch sogar offenes Bier. Am wenigsten kann ich solchen Zwang in eigentlichen Touristengasthöfen und dann begreifen, wenn man, zu zwei oder drei, an einem separaten Tischchen speist. Ich kam um die Mitte September zur Mittagszeit nach Lauterbrunnen. Im «Hotel Steinbock» sollte der Lunch bald aufgetragen werden. Da das Menü mir zusagte, indem es nach einer Eierspeise irish stew verhiess, bestellte ich zwei Lunch und wollte mir dazu vom offenen Waadtländer einen halben Liter kommen lassen. Da hiess es, wie im Lied von «Strassburg auf der Schanz»: «Das gieng nicht an.» In den heiligen obern Räumen, wo man Lunch serviert, bekommt man nur bouchierten Wein. Aber drunten im Restaurationslokal könne ich ein «Schweizer-diner» haben, noch 50 Cts. billiger als der Lunch. Ob «irish stew» auch einen Bestandteil des Schweizerdiners bilden werde, fragte ich. Gewiss, meinte der Herr Oberkellner. Daraufhin pilgerten

wir hinunter. Dort bekamen wir den offenen Waadtländer. Aber zum «Schweizerdiner» wollte der Küchenchef absolut nichts vom «irish stew» abgeben. Irland gehört halt zum britischen Reich und ist kein schweizerischer Kanton. Aber selbst wenn mir ein Männerquartett zum «Schweizerdiner» den Schweizerpsalm von Zyssig vorgesungen hätte —, ich würde dem irischen Nationalgericht unbedingt den Vorzug gegeben haben.

Was nun das Speisen nach der Karte anbetrifft, so finde ich, dass der Speisezettel, der im Berner Oberlande für Fleisch und Fische ein ziemlich abwechslungsreicher heissen darf, in den Zuspeisen etwas dürftig ist, namentlich in den aus Mehl und Eiern bereiteten Zuspeisen. Nudeln, Nocken, Klößen aller Art, an denen die italienische und die Wienerküche so reich ist, begegnet man nirgends. Höchstens Maccaroni giebt es. Risotto steht auf den Speisezetteln. Bestellt man ihn aber, so kommt an manchen Orten die Kellnerin mit verlegenem Gesicht zurück und erklärt, Risotto könne heute nicht gekocht werden. (Ich schalte hier ein, dass man im «Hotel Beatus» in Merligen und im «Steinbock» in Leissigen vortrefflichen Risotto bekommt; die betreffenden Wirte sind selbst gelernte Köche.) Wenn es in Interlakner Restaurationslokalen mit solchen Zuspeisen hapert, so mögen freilich auch die Gäste selbst daran schuld sein, denen es nicht in den Sinn kommt, dass man sich auch einmal zur Entrecôte etwas anderes bestellen könnte als die ewigen Kartoffeln oder ein der Konservenbüchse entnommenes Gemüse. Eine etwas reichere kulinarische Phantasie der Gäste würde auch der Phantasie der Herren Küchenchefs auf die Beine helfen.

Eine angenehme Specialität des Berner Oberlandes ist der «Café complet», der mit Butter, Käse, Honig, Confitüre ein ausgiebiges und dabei sehr billiges Abendessen vorstellt. Das einzig kritische Element ist die Butter. Zu gewissen Zeiten des Jahres — und leider fallen diese «Zeiten» in die Fremdensaison — ist es schwer, in den Pensionen um den Thunersee herum so recht frische Butter zu bekommen, und es kommt mir vor, dass manche Wirte es darin zu gleichgültig nehmen, fast so, als ob sie selbst keine Nasen hätten. Doch giebt es auch rühmliche Ausnahmen, wie z. B. «Hotel Niesen» in Aeschi, wo die Butter im Gasthof selbst gebuttert wird und daher immer ganz frisch ist.

Das unangenehmste für die Nase sind die Körbe mit in Eis verpackten

Seefischen, die im Sommer massenhaft ins Berner Oberland gelangen. Aber dass die Süsswasserfische unserer Flüsse und Seen für die ungeheure Menge der fremden Gäste nicht von fern ausreichen, ist leicht einzusehen. Und so werden diese Seefischgerichte, die meistens schon, bevor sie auf den Tisch gelangen, das ganze Hotel mit ihrem penetranten Geruch erfüllen, wohl nicht zu vermeiden sein. Die Körbe selbst aber, wenn sie in Souterrains etwa unter einer Veranda lagern, auf der sich abends die Hotelgäste versammeln, bringen daselbst auf die Länge der Zeit auch durch die Feuchtigkeit des geschmolzenen Eises einen Moderduft zu stande, gegen den sich manchmal die beste Upmann wirkungslos erweist.

Indem ich dies niederschreibe, sage ich mir, dass die Führung eines Hotels jedenfalls keine leichte Aufgabe ist. Und Wirte, die das Vorstehende gelesen haben, setzen vielleicht hinzu: «Besonders wenn man es mit so schrullenhaften und nörgelnden Gästen zu thun hat, wie Sie.» Ich bin aber in der Reisepraxis nicht so schlimm, wie ich hier in der Reisetheorie mich ausnehme; auch eine unliebsame Erfahrung trübt mir die Laune nicht auf länger als zwei Minuten. Wenn ich dennoch solche Erinnerungen festgehalten habe, so geschah es nur in der Hoffnung, doch mit der einen oder der andern Bemerkung da oder dort eine kleine Verbesserung anbahnen zu helfen.

*

Kleine Hinweise

Zum Abschluss werden wir noch einige Thunersee-Feuilletons wiedergeben, die als typisch «widmannisch» gelten dürfen. Zuvor aber sei noch darauf hingewiesen, dass Widmann keine Gelegenheit ungenützt liess, dem Berner Oberland sein Interesse und seine Freundschaft durch allerlei kleine Hinweise zu bezeugen.

1881, in den Nummern 149 ff., erinnert J. V. W. an den Winterthurer Schriftsteller Ulrich Hegner und dessen «Reise in's bernersche Oberland» (1804). Hegners Briefe seien ein Spiegel, «der unserer Erinnerung immer wieder die schönen Bilder zuwirft, ein Art Nachgenuss herstellt».

Ein Künstler aus Montbéliard hat «Landschaftsbilder aus der Umgebung von Thun und Brienz» herausgegeben. «Sie lassen uns offen gestanden ein wenig kalt; sie geben nicht ganz den genius loci wieder,

atmen nicht den Glanz, haben nicht die Lichtfülle und die heitere Schönheit, die insbesondere die Ufer des Thunersee's charakterisiert. Als alter Liebhaber dieser Ufer, die wir bei jedem Wetter, im heissesten Sommer und im rauhen Wintersturm besucht haben, fühlt sich der Schreiber dieser Zeilen zu einer gewissen Zurückhaltung mit seinem Lobe verpflichtet» (1889, Nr. 212).

In Brienz hat W. ein schön bebildertes Buch gesehen («Verlag und Verfassernamen vergessen»), das englische Touristen «dem oft erprobten Führer, dem sie den Zunamen 'The King of the Guides' gegeben haben», Melchior Anderegg von Zaun ob Meiringen, schenkten. «Auf unserer Rückfahrt von Brienz am 26. März traf es sich zufällig, dass der genannte Bergführer ebenfalls auf dem Schiffe sich befand und zwar auf der Reise nach England. Seine Freunde hatten ihm vor einigen Wochen geschrieben, er möge sie doch einmal besuchen. (...) Dem Briefe lagen 500 Franken bei». («Englische Alpengänger und schweizerische Bergführer», Nr. 89 vom 30. März 1888.)

Eine Kunstmappe «Alte Häuser im Berner Oberland» mit gegen 30 Bildern von M. Schild-Bichsel in Brienz ist erschienen, «photographische Aufnahmen, die über den Dilettantismus weit hinausgehen. (...) Ein Werk, so recht nach dem Herzen der Freunde des Heimatschutzes» (26./27. Nov. 1909, Nr. 559).

«In dem Hause des Kaufmannes Spring hat Johannes Brahms in den Jahren 1886—1888 die Sommermonate zugebracht. Am Ausfluss der Aare aus dem See, ungefähr dem Halbinselspitz gegenüber, wo einst der Dramatiker Heinrich von Kleist wohnte, liegt das mit dieser Flussfront sich sehr freundlich ausnehmende Haus, das gleich dem Kleisthaus vom Einwohnerverein Thun im Jahre 1899 durch eine Marmortafel ausgezeichnet wurde (...): Widmann teilt mit, dass nun im Kaufladen Spring und andern Thuner Geschäften «Ansichtspostkarten (dieses Hauses) zu haben sind» (6. Sept. 1900, Nr. 247).

In Nr. 547 vom 20. November 1910 begrüsst Widmann mit warmen Worten den von Hermann Hartmann gesammelten «Sagenschatz des Oberlandes». «Der Band von 145 Seiten Grosslexikonformat kostet 8 Franken». [Zur Person und zum Werk Hartmanns siehe u. a. S. 118 meines Buches «Volk und Dichtung des Berner Oberlandes».]

Der berühmte Mann der Feder scheute sich sogar nicht, handfeste Reklame für einzelne Unternehmen der Hotelbranche zu machen. Am

23. September 1882 (Nr. 262) preist er, sozusagen unter dem Schiller-schen Motto «Sei mir gegrüsst, mein Berg mit dem rötlich strahlenden Gipfel den ‚Mons S. Beati‘» («Wir beneiden die Glücklichen, die dort oben weilen können»), und er gibt gleichzeitig bekannt, «der freundliche Arzt und Besitzer des Kurhauses Dr. A. Müller» habe sich entschlossen, «in diesem Winter eine Wintersaison auf Beatenberg in's Leben zu rufen». «Möge guter Erfolg sein menschenfreundliches Unternehmen krönen.»

Oder: In einem Bericht «Vom Thunersee» schildert J. V. W. am 16./17. November 1909 (Nr. 541) die Farbenpracht der herbstlichen Landschaft am See und fügt bei, dass hier auch für die leiblichen Bedürfnisse gut gesorgt sei. «Wie ist das alles anders geworden seit den uns wohl noch erinnerlichen Zeiten, in denen am rechten Ufer die Strasse nach Merligen gleich oberhalb Gunten ein Ende hatte, am Stampbach nur ein Wiesenpfad vorüberführte (...). Da gab es überall nur höchst bescheidene Wirtshäuser, in denen Mittag zu machen schon eher eine spartanische Probe oder eine asketische Verzichtleistung auf weltliche Genüsse war (...).» Nun aber sei für den Wanderer am Thunersee «auch in der Saison, die keine Saison ist», «aufs beste gesorgt» — und es folgen entsprechende Angaben für den «an modernen Komfort gewöhnten — meinetwegen verwöhnten —» Stadtmenschen. — Schon 1896 — 11. Juli, Nr. 191 — hatte Widmann die «Ferienorte am Thunersee» rühmend vorgestellt. Sätze wie: «Im idyllischen Leissigen hat der Gasthof ‚Steinbock‘, Wirt Steuri, einen sehr guten Ruf» zeigen, wie weitherzig der Feuilletonredaktor des «Bund» sein Amt auffasste.

Von der Werbekraft Widmanns profitierten gewiss auch («Vom Thunersee», Nr. 458, 1905) die «Beatushöhlenstation» («unbedingt die eigenartigste, romantischste Dampfschiffstation des Thunersees») und die «unterirdischen Wunder der Beatushöhlen».

Noch zwei, drei Beispiele, die J. V. Widmanns Neigung zum Anekdotischen und zum Augenblicksbild belegen. — In einem Bericht «Vom Thunersee am Auffahrtstage» (17. Mai 1896, Nr. 136) kommt der Verfasser auf einen königlichen Besuch zu sprechen: «Im Faulenseebad weilte seit Ende April bis 15. Mai die junge Königin von Holland mit ihrer Mutter und zahlreichem Gefolge. Einen so reizenden königlichen Backfisch zu sehen, wäre auch eine Frühlingsfreude.» [Es handelt sich um die 1880 geborene Wilhelmine, die 1940 von London aus die Fort-

setzung des Kampfes gegen Hitler proklamierte und 1948 zugunsten ihrer Tochter Juliana abdankte.] «Neulich einmal fuhr sie auf dem Dampfschiff und wäre gern auf die Kapitänsbrücke hinaufgestiegen; sie fragte, ob es ihr erlaubt sei, was bejaht wurde. Nur setzte der Kapitän hinzu, es führe kein anderer Weg hinauf als eine sehr steile Stiege. Da verzichtete die junge Königin, die noch ein halbkurzes Mädchenkleid trägt; (wer Spittellers ‚Literarische Gleichnisse‘ kennt, mag an die sittsame Parysatis denken, die sogar ihre Lebensrettung nicht einem ungraziösen Schritt verdanken wollte). Solche Geschichten erfährt man auf dem Dampfschiffe.»

Im letzten Sommer seines Lebens, 1911, verbrachte Widmann herrliche «Ferientage an der Handeck» (die Schilderung ist 1919 unter diesem Titel in die Neuauflage des Buches «Du schöne Welt» aufgenommen worden). «Ein besonders schöner Tag war der Reisetag», liest man Seite 263; dann folgt ein humoristisches Bildchen so recht à la Widmann: «Zuerst die Fahrt über die beiden Seen. Die Dampfschiffe noch nicht so überfüllt, wie wir es dann auf der Rückreise trafen. Doch gewährt der Anblick des internationalen Touristenvolkes auch mancherlei Belustigung. Da hätte zum Beispiel auf dem Brienzersee eine elegante, weiss gekleidete Dame gar so gern das Oberdeck des Dampfschiffes bestiegen, wo alle Reisenden erster Klasse Platz nahmen, weil es da viel luftiger und die Aussicht eine freiere ist. Aber wehe! der die untern Extremitäten eng umfangende sogenannte Humpelrock wehrte es ihr. Einen schwachen Versuch machte sie, dann — mit dem Ausdruck komischer Verzweiflung die Unterlippe beissend — gab sie es entsetzungsvoll auf. Aber gar nicht komisch war dabei ihrem Herrn Gemahl zu Mute, der sich ebenfalls lieber der Kühle auf dem obern Verdeck würde erfreut haben und nun verzichten musste, weil das modische Kleid der gnädigen Frau es nicht zuliess. ‚Der Humpelrock auf dem Brienzersee, eine Ehestandshumoreske‘ — wer will sie schreiben?»

Eine «Ferien-Korrespondenz aus Merligen am Thunersee» vom 18. April 1887 (Nr. 106) vermehrt die ansehnliche Zahl von Merliger «Stücklein» um den folgenden Kalauer. «Merligen», habe ein Leipziger Schwere-nöter zu einem «Rudel von Damen» gesagt, «Ach Herrchäses, Merligen, das is Sie ja der reine providentielle Ferien-Aufenthaltort für Journalisten; *mehr liegen* (lügen) als so ein Journalist tut Sie ja doch kein anderes Menschenkind nicht!»

Die malerischste Uferpartie

Der folgende Ausschnitt aus einem längern Aufsatz «Vom Thuner-See» (5. Sept. 1893, Nr. 246) zeigt, dass Widmann an der felsigen Uferpartie bei der Merliger Nase jedes Flecklein aus genauester Anschauung kannte: Hier hatte er in frühern Jahren seinen romantischen Neigungen gefrönt; Max Widmann, der Sohn, berichtet anschaulich darüber in den Kapiteln «Romantik der Knabenjahre» und «Ferienfreuden am Thunersee» seiner Erinnerungen «Sanfter Nachklang goldner Tage». Man weiss auch, dass sich Widmann einmal bei einer solchen Gelegenheit (1876) ein Hörleiden zuzog. Nach einer gemeinsamen Entenjagd mit Freunden — unter ihnen der bekannte Musikdirektor Karl Munzinger, dessen Lebensdaten mit denen Widmanns übereinstimmen: 1842 bis 1911, beide wurden von der Hochschule Bern mit dem Ehrendoktorat ausgezeichnet — veranstaltete J. V. W. vor den Beatushöhlen ein Picknick. Als er dabei mit seiner Flinte hantierte, löste sich ein Schuss und zerriss ihm ein Trommelfell.

Der Sommer 1893 war aussergewöhnlich trocken und heiss. Die «kühlste Erquickung» habe man daher «weniger im See als auf dem See» gefunden, liest man im erwähnten Aufsatz. «Im See freilich war es auch hübsch kühl. Aber der Mensch ist schliesslich doch weder eine Lachsforelle noch eine Böcklinsche Meerjungfrau. (...) So wurde die Thunersee-Flotille bald die angenehmste Zuflucht, und ich musste nur die vielen Reisenden bedauern, welche, zum Teil auf Zureden gewisser Eisenbahnkondukteure, die Fahrt von Thun nach Interlaken in jenen heissen Schachteln zurücklegten, die man Waggon zu nennen pflegt (...) (Existiert dieses Werben für die Bahnfahrt wirklich, so verdient es Tadel.)»

Nach der charakterisierenden Nennung verschiedener Aussichtspunkte fährt Widmann fort:

«Die im romantischen Sinne malerischste Uferpartie des Thunersees ist die Strecke von der Merliger Nase bis zur Leerau. Ihre intime Schönheit geniesst man noch besser im kleinen Ruder- oder Segelboot als im Dampfschiff, weil letzteres zu schnell und nicht bei allen Kursen nah genug an diesen reizvollen Fels- und Waldpartien vorbeizieht. Hier ist eine Stelle, wo man Ende Mai oder Anfang Juni aus dem Schiffchen heraus Alpenrosen pflücken kann. Bei Sturm jedoch ist dieses Ufer,

eben seiner felsigen Beschaffenheit wegen, nicht das bequemste zum Landen und wohl nicht umsonst heisst eine längere Wand hinter Nase «zum bösen Rat».

Übrigens ist man an jener Stelle nicht ganz schutzlos. Zur Linken giebt es im Fluhfelsen eine kleine Höhle, in welcher zur Not zwei Mann Platz finden. Man hat von hier aus den Blick nach dem Ufer von Leissigen und Därligen und gegen Interlaken, Schynige Platte und die Öffnung des Lauterbrunnenthales hinauf. Bevor die Strasse gebaut wurde, war der Raum vor dieser Höhle mit hübschen Waldbäumen bewachsen; aber beim Strassenbau wurden dieselben abgehauen und der viele Schutt, der von oben in den See hinabgeworfen wurde, verwandelte die ehemals grüne Stelle in eine Steinwildnis. Seit einigen Jahren jedoch beginnt die grüne Vegetation sich wieder zu regen und die harten Steine freundlich zu bekleiden; doch wird der Platz die frühere Schönheit schwerlich mehr erreichen. Oft habe ich dort einsame Stunden zugebracht, in früheren Jahren auch einmal eine milde Herbstnacht, am verglühenden Feuer mit Wonne allen den Naturstimmen lauschend, die in der stillen Nacht bemerkbarer waren als am Tage. Wie plätscherten die Wellen des atmenden Sees so sanft in den Steinen am Ufer! Dann wieder gaben die vom Wind bewegten hohen Föhren im Nachtwind einen ächzenden Laut, oder fern aus den Waldungen des Balmholzes, den Beatenberg hinan, schallte das Kläffen eines Füchseins oder der Ruf eines Käuzchens. Dass solche Nacht für mich und das junge Volk, das ich damals um mich hatte, die «sanftschlafendste» gewesen sei, darf ich nicht behaupten. Man schlief spät ein, erwachte mehrmals; aber es war jedesmal der Mühe wert zu erwachen, sei es, dass der Mond draussen auf den Wellen glitzerte, sei es, dass eine jener Stimmen des Waldes uns weckte oder der Morgenwind die Nebelflocken wie fliehende Nachtgespenster über den See her scheuchte.

Und noch eine zweite Höhle befindet sich in dieser romantischen Fluh; sie ist vom Wasser ausgespült worden und kann nur mit dem Schiffchen erreicht werden. Hier birgt man sich und sein Fahrzeug vor plötzlichem Regen. Mag es draussen auf dem See noch so wild zugehen, mögen die Wellen vorbeistürmen wie Wellen eines sehr schnell fließenden Flusses — in dieser Wasserhöhle liegt man wie im Bassin eines Parkteiches. Nur muss man sich daran gewöhnen, dass jeder starke

Donnerschlag die Felsen über uns so zu erschüttern scheint, als ob sie zusammenstürzen wollten; man hat wirklich die Empfindung, als bebten sie, weil das Gestein den Schall offenbar ganz besonders stark leitet. Als ich vor vielen Jahren zum erstenmal eine kleine Schaluppe in dieser Höhle barg, tönte über uns ein wie hundertstimmiges Piepsen, das wir uns anfangs nicht recht erklären konnten. Nachdem das Auge sich an die Dämmerung des Raumes gewöhnt hatte, sahen wir, dass dort unzählige Fledermäuse übereinander hingen und klebten. Es war dies den Tag über ihre Wohnung, abends schwärmten sie dann aus. Bei meinen Besuchen in den letzten Jahren jedoch habe ich diese Kolonie nicht mehr angetroffen und hege starken Verdacht, da die Fledermäuse physiologisch höchst interessante Tiere sind, dass diese Höhlenbewohner von einem Berner Professor zu Opfern der Wissenschaft geweiht worden sind.» (. . .)

Drei ausgewählte Widmann-Feuilletons

Wir lassen nun drei Widmannsche Feuilletons zum Thema Thunersee im Wortlaut und ungekürzt folgen. Das erste stammt aus dem Jahr 1887 (26. Oktober, Nr. 295), das zweite, «Frühlingsvisite . . . », trägt das Datum vom 28. März 1895, und die Plauderei über die Nationalitäten erschien am 17. August 1900 in Nr. 227 des «Bund». — Zu der Namensdeutung «Balmwald» in «Frühlingsvisite» ist zu bemerken, dass der Schreiber sich hier täuscht: «Balm» ist keltischen Ursprungs und bezeichnet einen geschützten Raum unter überhängenden Felsen, eine Felsenhöhle. — Die im dritten Aufsatz erwähnten Animositäten hängen zu einem wesentlichen Teil mit dem Burenkrieg in Südafrika (1899 bis 1902) zusammen. England hatte damals weitherum eine schlechte Presse.

*

Spaziergang aufs Niederhorn.

Sollte uns noch ein Martinssommer beschert sein, — wozu es freilich nicht stark den Anschein hat, — so möchten wir das Niederhorn als ein für bernische Ausflügler leicht erreichbares Ziel empfehlen. Man

setzt sich nachmittags um zwei Uhr auf die Eisenbahn, ist um vier Uhr ungefähr in Gunten am Thunersee, wo man das Dampfboot verlässt, das in Merligen nicht anlegt. Verlängert letzterer Umstand den Weg nach Beatenberg um fast eine Stunde, so doch um eine Stunde hohen Genusses. Welche Farben im Spätherbst auf der Palette der Natur! Links von den Zackenfelsen abwärts das Waldgebirge mit einem Meere von roten, gelben, grünen Wipfeln, je nachdem Laub- oder Nadelholz vorherrscht. Um gelbe Nussbäume windet sich in dichten Festons der fast schwarze Epheu. In den Gärten am Wege glühen Dahlien wie funkelnde Kohlen; späte Röslein grüssen aus Lorbeerhecken. Rechts der See in plätschernder Bewegung, seine Fläche stahlgrau, Wildenten, frühe Gäste aus dem Norden, beleben ihn in ganzen Scharen. So wenigstens sahen wir's letzten Samstag. Die Berge jenseits des See's waren schon alle tüchtig mit Schnee bestreut, so dass auch die weniger hohen Gipfel wie stolze Riesen der Alpen sich ausnahmen. Wunderbar rein war die Luft, jede Bergspitze klar, glorreich der Sonnenuntergang am Grat hinter Wimmis. Gleich neben dem Goldstrom, der dort Himmel und Erde überflutete, stund eine dichte, schwarzblaue Wolkenschicht, in der sich die gen Norden ausgesandten letzten Strahlen schattenhaft brachen. Dazu die Hochalpen im Feuer des Abendrotes; hie und da eine dünne Rauchsäule, eines einsamen Hirtenknaben Freude, ein ferner jauchzender Schrei von einem Felsen oder draussen auf einem späten Schifflein. Im Gemüt des Wanderers und in den Häusern am Strande Feierabendstimmung.

Doch was suchen wir stammelnd und stückelnd das Unbeschreibliche zu schildern? Man muss einen solchen Abend mit all seiner wunderbaren Herrlichkeit erleben!

Auf Beatenberg langt man gegen sieben Uhr abends an, also bei Nacht. Mondschein ist den finstern Waldweg hinauf sehr willkommen.

Wie vortrefflich man im Kurhaus aufgehoben ist, besonders nach vorausgegangener Anmeldung, bedarf keiner Versicherung.

In zwei Stunden erreichten wir am folgenden Morgen bequem die nur leicht beschneite Kuppe des Niederhorns. An diesem letzten wundervollen Sonntage war es warm wie im Sommer; man konnte selbst auf der Höhe keinen Überrock ertragen. Kälter mochte es drüben auf dem höheren Sigriswyler Rothorn sein, wo sich um elf Uhr die Gestalten zweier Berner Studenten bewegten, denen es mehr um's Herz ist, einen

Alpengipfel zu erklimmen, als den Sonntag im Kaffeehaus beim Jass zu verderben.

Die Aussicht vom Niederhorn geht nach Süden und Südosten ins Herz der Berner Alpen und gewährt fast alle Gipfel. Nach Nordosten sieht man über die Scheibe weg ins Entlebuch, z. B. die Ortschaft Schüpfheim, und weiter. Zu Füßen hat man den furchtbaren Abgrund nach dem Justistale hinab und dieses selbst; gegenüber die Ralligstöcke; endlich nach Westen den See und die Ebene bis zum fernen Jura hinüber. Man kann um Mittag dort oben stehen und abends um sieben Uhr in Bern zu Nacht essen.

*

*

Frühlingsvisite am Thuner See.

J. V. W. Die schönste Zeit zu einem Spaziergang längs dem Thuner See — wohl verstanden auf seinem rechten Ufer, das linke gehört noch dem Winter und der Eisenbahn — ist jetzt nach der Schneeschmelze angebrochen. Haben auch die Laubbäume noch keine Blätter, so wird dies doch kaum empfunden, wo so viele immergrüne Tannen stehen, wo der Epheu reichlich wuchert und das Unterholz durch das Grün der Stechpalme und in den Gärten am See durch den Kirschlorbeer den Anschein vollen Frühlings gewährt. Vor allem aber stellen sich jetzt gegenüber die im Sommer etwas gewöhnlichen Uferberge wie mit ewigem Schnee gekrönte Hochgipfel dar; Morgenberghorn, Abendberg — das sieht alles aus, als ob die grossen Majestäten des Lauterbrunnenthals hervor an den See gerückt wären.

Als ich am 23. März in Merligen um halb elf Uhr das Dampfschiff verliess — welcher Kontrast der Ufer hüben und drüben! Hier waren die Wiesen schon beblümt, auf dem Wege gegen Beatenberg und Balmholz hinauf schwammen Zitronenfalter und andere Schmetterlinge wohligh in dem Sonnenbad der sommerlich warmen Luft. Drüben noch Schnee bis an das Ufer hinab, eine für den Anblick wunderschöne, frische Winterlandschaft, die man aber doch gern nur von Ferne herzlich grüsst. In der hellen Nacht war es auch hier bei Merligen kalt gewesen. Der Kapitän der «Stadt Bern» erzählte mir, als er diesen Morgen das erste

Schiff von Interlaken seeabführte, habe der See bei Merligen in einer Strecke von etwa drei Kilometern eine dünne Eisschicht gezeigt. Er erklärte sich die Erscheinung damit, dass der See in der Nacht ganz ruhig, ohne Wellenschlag dagelegen habe, jedoch gestreift von einem kalten Luftzug aus dem Justisthal, der hier auch im Sommer draussen auf dem See sich bemerkbar macht und allen mit Segeln fahrenden Schiffen wohl bekannt ist. Jetzt, gegen Mittag, war es freilich so warm, dass ich froh war, ohne Überrock diesen Ausflug unternommen zu haben.

Mein Endziel, das ich aber spät erst zu erreichen wünschte, war Interlaken. Um den Genuss des Wanderns war mir's zu thun. Wie lange hatte uns um Bern herum die Schneeschmelze blockiert gehalten! Proviant hatte ich mitgenommen; in Merligen wäre es zu früh, in Interlaken zu spät zum Mittagessen gewesen. Nun konnte ich mich ganz meiner Unabhängigkeit erfreuen. Ich folgte denn auch nicht der grossen Strasse, sondern jenem Pfade, der in einiger Höhe rechts vom Beatenbergfussweg nach dem Balmholz sich hinüberzieht. Wyss schreibt in seiner 1816 gedruckten «Reise in das Berner Oberland»: ... Der Balmwald, dessen Namen einige ableiten von den Stechpalmen mit dem hellglänzenden Blatte, die häufig und zu ansehnlicher Grösse hier gedeihen.» Die Ableitung ist freilich falsch; Balm ist wie Ballen gleichbedeutend mit Hügel. Aber man dürfte den Wald wirklich in Palmwald umbenennen, so auffallend ist daselbst die Menge dieser edelgeformten Sträucher. Will man sie mit dem Schmuck der roten Beeren sehen, muss man allerdings im Dezember dort einen Besuch machen.

Die schönsten Stellen im Balmwalde sind auf der Höhe, bevor der Pfad sich wieder senkt, eine Fluh mit einer Föhre und gleich nachher die Mulde, wo durch eine steile Schlucht ein brausender Bach sich hinab in die Tiefe stürzt. Von der Fluh aus hat man die Aussicht hinüber nach der Schynigen Platte und den hohen Bergen des Grindelwald- und Lauterbrunnenthals, dazu natürlich als Vordergrund den ganzen obern See mit Därligen und dem Bödli. Auch sieht man steil unter sich ein Stück der Merligerstrasse, den ersten Tunnelausgang, wo unten am See die Uferfelsen eine kleine Bucht bilden. «Zum kalten Kindbett» hiess die notdürftige Höhle am See früher (etwas weiter seeaufwärts als «der böse Rat»). Man kann sich vorstellen, dass ein armes Vagantenweib dort von der Niederkunft überrascht wurde. Ich habe in jün-

gern Jahren dort einmal eine kühle Septembernacht mit meinen Kindern beim Feuer kampiert; es war, bevor der Strassenbau die kleinen Tannen unten mit Steingeröll verschüttet hatte.

Ein paar Schritte jenseits der Schlucht mit dem Wasser liess ich mir jetzt, oberhalb des Wegs gelagert, mein Mittagsbrot schmecken. Es war hier still und einsam. Nur das gleichförmige Rauschen des in die Tiefe fallenden Baches liess sich vernehmen, trotz der Mittagsstunde keine einzige Lawine von jenseits des Sees; der Schnee mochte dort noch zu fest liegen. Aber in der nächsten Zeit wird man sie schon hören. Aus dem Laub, das gelb und braun im Wald an der Sonne dörnte, stieg mit unruhigem tanzendem Flimmern die heisse Luft empor, wie man es sonst zu sehen pflegt, wenn man ein Feuer angezündet hat. Ein grosser Vogel, den ich nicht sehen konnte, setzte die obern Äste und Zweige eines Baumes oberhalb der Schlucht in schwingende Bewegung. Dunkelgrün, fast schwarz, starrten die Tannen an der gegen den Beatenberg hinauf sich ziehenden Felswand in den die tiefblaue Föhnfärbung zeigenden Himmel. In der langen Zeit, dass ich da Siesta hielt, kam niemand des Wegs vorbei als einmal eine Frau, die, als das Murren meines Hündchens ihr meine Lagerstätte verriet, sichtlich in grossen Schrecken geriet und machte, dass sie fortkam. Der leider noch ungesühnte Mord vom vorigen Spätsommer scheint den Leuten in den Nerven zu liegen. Früher dachte man an dergleichen nicht. Doch ist es nicht ganz richtig zu behaupten, jener Mord sei der erste in dieser Gegend gewesen. Ich erinnere mich sehr wohl, dass gerade im Balmholz — bevor noch die Strasse nach Interlaken angelegt war — ein deutscher Handwerksbursche von seinem Reisegefährten im Winter erschlagen wurde. Die Geschichte machte begreiflicherweise nicht so viel Aufsehen wie der mitten in der Saison begangene, überaus verwegene Mord an einem Touristen unten auf offener grosser Strasse; und so ist sie vergessen worden.

Beim Abstieg gegen die Leerau lag an wenigen Stellen noch etwas Schnee, zur grossen Wonne meines Hündchens, das sich mit den Vorderpfoten tief hinein vergrub und sich kühlte: denn schon machte ihm die ungewohnte sommerliche Hitze Beschwerde. Aber nirgends versperrt der Schnee so sehr den Weg, dass nicht auch Damen ohne Gefahr nasser Füsse durchzukommen vermöchten. Nur unten auf der Strasse bei dem Landgut, «das einst der Hauptmann Lerber von Bern,

aus gefahrvollen Feldzügen in Spanien zurückkehrend, sich zu einem Sitz der Ruhe und des ländlichen Vergnügens erkoren» (J. R. Wyss), hatte der Schatten der Tannen die Sonne gehindert, mit jener erlogenen Reinlichkeit, die man Schnee nennt, völlig aufzuräumen. Aber ein paar warme Tage — und die Strasse wird auch dort trocken sein.

Lieb war mir, dass die beiden Thuner Batterien, die soeben von einem Ausflug mit Schiessen bei Wilderswyl zurückkehrten, mir hier und nicht ein paar Minuten später in einem der Strassentunnels begegneten, wo ein Fussgänger sich vor den dahersprengenden bespannten Wagen an die von Wasser reichlich tropfende Felswand fast hätte ankleben müssen, um auszuweichen. Es war ein schönes, eigentümliches Bild, diese rasselnden Kriegsfuhrwerke, die in langem Zuge daherjagten längs der Felswand der prächtig angelegten Strasse; besonders dass sie aus der nächsten dunkeln Tunnelpforte wie aus einem Thorbogen hervorbrachen und Wald und Uferfelsen, schon bevor man sah, was da kommen mochte, erfüllt waren von dem Lärm der dahersprengenden Rosse und dem dumpfen Poltern der schweren Geschütze und Wagen machte sich gut. Und auf Kontraste war überhaupt ja diesmal mein Spaziergang eingerichtet; wenn heute Winterschnee und Sommervögel einander begegneten, warum nicht auch Idylle und Kriegslärm? Nach fünf Minuten war die wilde Jagd vorüber; in der Ferne verklang das letzte Rollen.

Etwas heiss war die Wanderung bis Beatusbad; die Nachmittagssonne legte sich recht ernstlich in die Halde, wo Sundlauenen — bei J. R. Wyss: Sunglauenen — liegt. Aber, wenn man nicht eilt, sich gelegentlich umkehrt und einen Blick auf den jetzt prachtvollen Wasserfall des Beatusbaches wirft, ist einem im März die Hitze noch nicht zu beschwerlich. Die Beatushöhle, an der ich so nahe vorbeigekommen war, hatte ich diesmal unbesucht gelassen; ich habe zu oft halbe Tage dort zugebracht, als dass sich mir der Abstecher jetzt gelohnt hätte. Wer sie aber nicht kennt oder nur selten besucht hat, sollte bei Gelegenheit dieses Ausfluges an ihr nicht vorbei gehen.

Interlaken fängt an, an seine Sommertoilette zu denken; Gipser, Maler bekommen zu thun; auch Unterseen hat sich sehr herausgemacht mit neuen Häusern und breiten Trottoirs an der gegen den Bahnhof führenden Verbindungsstrasse. Ich schlenderte aber nicht mehr viel herum; man wird im Frühjahr auch von einer kleinen Tour leicht müde;

ein paar Tassen Kaffee im «Oberländerhof» waren mir daher interessanter als weitere Entdeckerfahrten. Wunderschön war die Heimfahrt auf dem Dampfschiff, das sich in dem Augenblick in Bewegung setzte, als das Abendlicht auf der Jungfrau verglomm. Die Einfassung eines Teiles des zweiten Platzes, eigentlich des Mittelschiffs, durch einen Verschlag mit vielen hellen Fenstern und verschiebbaren Thüren ist eine prächtige Einrichtung der Thunerseedampfschiffe. Man ist gegen den scharfen Luftzug vollständig geschützt und behält doch den ungehemmten Überblick über den ganzen See. Über der weissen Pyramide des Niesen funkelte bläulichen Lichtes ein erstes Sternlein im rosenroten Abendhimmel; schwarz lag jetzt die Waldstrecke, die ich am Vormittag durchwandert hatte; der weisse Wassersturz des Beatusbaches bei der Leerau hatte auf dem dunkeln Grund etwas Gespenstisches — der alte Meister Kühleborn.

Das war ein schöner wonniger Märztag gewesen, wenn auch nur in altbekannter, oft beschriebener Gegend zugebracht. Ich weiss auch gar wohl, dass ich nichts Neues hier erzählte. Warum also überhaupt diese Zeilen? Einfach, um in Erinnerung zu rufen, welche leicht erreichbaren Naturherrlichkeiten am Eingang ins Berner Oberland liegen; ich gönne sie auch meinen Lesern. Und sie werden im April nicht minder schön sein, als ich sie gegen Ende März fand.

✱

✱

Die Nationalitäten auf dem Dampfschiff.

Plauderei vom Thunersee.

Man sagt immer, dass der moderne Verkehr dazu beitrage, die Nationalitäten einander näher zu bringen. Wenn man sich darauf beschränkt, dies im räumlichen Sinne zu verstehen, so ist es natürlich wahr. Auf dem Höheweg und im Kursaal in Interlaken, wie auch auf den Dampfschiffen und in der Eisenbahn vernimmt das «wundernde Ohr» aller Sprachen Gemisch. Aber dass die nahe Berührung die Nationalitäten einander auch herzlich näher bringe, ihre gegenseitigen Vorurteile und Antipathien vermindere und das Friedensreich der wohlmeinenden Baronin Suttner begründen helfe, davon konnte ich bis

dahin nichts bemerken. Ich mache als häufiger Gast der Thuner- und Brienzerseedampfschiffe so meine stillen Beobachtungen; oder vielmehr diese Beobachtungen drängen sich mir unwillkürlich auf. Denn in meiner Absicht liegen hier wahrhaftig keine Volksstudien; ich suche nur den stillen Genuss der an Naturschönheiten unerschöpflichen Ufergegenden. Aber ich muss es doch hören, wenn eine neben mir sitzende Französin beim Anlegen des Dampfers an einer Station auf die soeben zum Landungssteg sich drängenden Ankömmlinge deutend, zu ihrem Begleiter sagt: «Ces Allemands sont toujours hors d'haleine.» («Diese Deutschen sind immer atemlos.») Und etwas Wahres ist allerdings an der Bemerkung. Viele der jetzt, nach Beginn der Universitätsferien reisenden Deutschen gehören dem Gelehrtenstande an, sind Leute, die «vom Schweiss des Tintenfass» leben (wie Pietro Aretino von sich zu sagen pflegte). Und diese Beschäftigung macht den Menschen nervös, zapplig.

Auch der Anzug der deutschen Reisenden findet keine Gnade vor den Augen von Franzosen. Mit Nasenrumpfen betrachten letztere die Rucksäcke, die manchmal auch auf dem Rücken nicht bloss der Herren, sogar auch deutscher Fräulein zu sehen sind, oder die verschwitzten Radfahrerkostüme. Die Deutschen ihrerseits machen spöttische Gesichter zu dem feinen, für Bergausflüge gänzlich ungeeigneten Schuhwerk und der sonstigen Flittereleganz der Pariserinnen. Auch wird mitunter ein besonders aufdringlicher Parfum etwa von einem biedern Bayer oder Schwaben mit einem nicht gar höflichen, weil lauten: «Puah» quittiert. In solchen Parfums wird aber auch wirklich von manchen Damen hier in der Sommerfrische zu viel geleistet. Neulich an einem Abend gieng ich an dem Garten eines Hotels in Interlaken vorüber; der ganze Garten roch nach Patchouli, den das Kleid einer einzigen Dame verhauchte. Mein Begleiter meinte skeptisch, wenn der Garten nicht nach Patchouli röche, so würde er vielleicht nach Landwirtschaft riechen. Ich glaube jedoch, wenigstens in den Hotelgärten Interlakens sei das nicht zu befürchten. Hier hat man endlich gemerkt, dass die verschiedensten Nationalitäten darin einig gehen, die gar zu reichliche Düngung unserer schweizerischen Landwirtschaft als eine unangenehme Verunreinigung der Natur zu empfinden. Ein Franzose sagte mir unlängst, bei ihm auf dem Lande (in der Auvergne) werde auch stark ge-

düngt, aber es rieche nie so übel, weil man den Düngstoff in die Aecker und Felder eingrabe, nicht als Brühe über sie ausgiesse.

Auf den reinlichen See von dieser Abschweifung zurückzukommen — die Verschiedenartigkeit der Nationalitäten zeigte sich neulich auch, als eine ungewöhnlich starke Bise mächtigen Wellengang hervorrief, so dass sogar die grossen Salondampfer des Thunersees bei den Querfahrten sich recht merkbar hoben und senkten. Franzosen, Deutsche, Italiener machten etwas kritische Gesichter, während Engländer, Damen und Herren, bei diesem Wogengang ordentlich auflebten, ihn wie einen Gruss der meerumflossenen Heimat empfanden und allerlei Ausrufe des reinsten Vergnügens laut werden liessen, wenn gar einmal eine Welle ein paar Tropfen an Bord sprühte. Auch waren sie voll Interesse für alle Manöver des Schiffes, z. B. für das Anlegen des Dampfers in der Beatenbucht, das bei steifer Bise kein ganz leichtes Geschäft ist, aber unter der Leitung des erprobten Kapitäns und seiner geübten Mannschaft sehr gut von statten gieng.

Dass Engländer und Holländer einander in diesem Sommer besonders schief ansehen, bedarf keiner ausdrücklichen Versicherung noch Begründung. Aber auch Engländer und Amerikaner scheinen in ihrer alten Abneigung zu schwelgen. Natürlich verraten sich die Amerikaner dem englischen Ohr sofort durch die etwas näselnde und breite Aussprache des Englischen. Ungewöhnlich zahlreich sind in diesem Sommer amerikanische Neger, Vollneger sowohl als Mischblut, unter letztern sehr hübsche Leute von elegantem Wuchs und intelligenten Gesichtszügen. Immerhin ist die Vertretung des Volkes Ham eine höchst spärliche gegenüber der des Volkes Sem, dessen reiche Bankiersfrauen trotz allen Witzen der «Fliegenden Blätter» noch immer nicht von der Angewohnheit lassen können, Busen und Finger mit Brillantenschmuck übermässig zu garnieren. Was endlich das slavische Element betrifft, so hat es aus einem eigentlich komischen Grunde alle Nationalitäten, die Franzosen nicht ausgenommen, gegen sich: niemand versteht, was diese Herrschaften russisch oder polnisch oder tschechisch untereinander meistens mit grosser Lebhaftigkeit verhandeln. Was wir ihnen nicht verzeihen, ist gewissermassen unsere Unkenntnis ihrer so schwer zu erlernenden Sprachen.

Glücklicherweise werden aber alle diese kleinen internationalen Empfindlichkeiten und Antipathien durch das von allen Kulturnationen an-

erkannte Gesetz äusserlicher Höflichkeit im Verkehr mit Fremden in Schach gehalten. Und hier mag schliesslich auch die tadellose Höflichkeit der Angestellten der Schiffe anerkannt werden vom Kapitän und Kassier bis zum letzten Matrosen hinab. Erst letzten Sonntag hörte ich einen vielgereisten Herrn (...) diese Eigenschaft der Bemannung der Schiffe auf dem Thuner- und Brienzersee rühmend hervorheben.

*

Von seinem ersten Wanderbuch, dem novellistisch gestalteten Bericht über «Rektor Müslins italienische Reise», sagt Widmann in einem Brief an Gottfried Keller (24. Juni 1881), es sei ihm «in einem Sinne» unter seinen Schriften die liebste: «Es werden aus diesem Buche später einmal meine Kinder am besten begreifen, was für eine Art Mensch ihr Vater gewesen». Ähnlich tönt es am 24. November 1885: Widmann überreicht dem verehrten Zürcher Meister die eben erschienenen «Spaziergänge in den Alpen» mit den Worten, es sei ihm eine angenehme Vorstellung, «dass Sie mit wohlwollendem Freundesauge sich ein Stück meines inwendigen Menschen anschauen». Und Keller bestätigt in seiner Antwort — Brief vom 25. August 1886 —, dass man durch diese Schilderungen ein lebendiges Bild des Schreibers bekomme; er habe sich oft «an der heiteren und geistreichen Laune des Buches, sowie an dem Glanze der in Ihren Augen gespiegelten Natur und an Ihrer tapferen Lebensempfindung erbaut». —

Im Gegensatz zu den in den Wanderbüchern vereinigten Aufsätzen sind die hier wiedergegebenen Widmannschen Feuilletons nicht überarbeitet. Es ist anzunehmen, dass der Dichter, der sich gelegentlich über seine «Schnellschreiberei» und das «zerstückelte Arbeiten» auf der Redaktion beklagte (Briefe an G. Keller: 4. 1. 1887 und 3. 1. 1888), auch ihnen für eine Publikation in Buchform gerne den letzten Schliff gegeben hätte; — für die kurzlebige Zeitung musste er sich ja immer mit der raschen Niederschrift seiner bald frohmütigen und daseinsfreudigen, bald ernsten Wandereindrücke zufriedengeben. Nun, mögen die überprüften Arbeiten an Straffheit, vielleicht auch an Ausgewogenheit des Urteils gewonnen haben: die hier abgedruckten Aufsätze haben dafür ihre ganze köstliche Frische und Unmittelbarkeit bewahrt.

Abschied und Dank

Man weiss aus verschiedenen Quellen, wie sehr die Leser des «Bund» Widmanns Wander- und Reiseberichte liebten und wie schwer ihnen der Verzicht wurde, als der berühmte schreibende Wanderer zu Beginn des Wintermonats 1911 Stock und Tornister endgültig weglegen musste. Maria Waser zum Beispiel schreibt im Schlusskapitel ihres «J. V. Widmann»: «Purpurgoldne Abendsonnenfeier umsäumte Widmanns Sterbestunde an jenem 6. November 1911. Aber als man den Toten der Erde übergab, ging ein trostloser Winterregen nieder, und die Schwermut der Natur war wie Spiegel der Seelenverfassung derer, die um den Dichter klagten. Und ihrer war ein ganzes Volk. (...) Besonders in Bern war die Trauer wirklicher Schmerz, wie man ihn sonst nur empfindet, wenn einen ein naher lieber Mensch verlässt und man spürt, dass nun das Leben ein Licht verloren hat, das einem nie mehr leuchten wird. Denn das Verhältnis, das die Berner mit ihrem Widmann verband, war nicht bloss das der Verehrung und Dankbarkeit, sondern einer ganz einfach menschlichen, fast zärtlichen Liebe.» Man vernimmt weiter, es sei «im Bernerhause jener idyllischen Zeiten» Brauch gewesen, «die tägliche Erholungsstunde am Familientisch mit Vorlesen des Feuilletons zu würzen»; daran lasse sich ermessen, «welchen Einfluss auf die heranwachsende Jugend der Mann gewann, der fast täglich aus seiner Zeitung sprach, immer mit dem ganzen Anteil seines lebendigen Geistes, seines warmen Herzens».

Aber auch im Oberland wusste man: Wir haben einen treuen Freund verloren. In nicht weniger als vier aufeinanderfolgenden Nummern würdigte das «Tagblatt der Stadt Thun» den Verewigten. Dienstag, den 7. November, brachte es die völlig unerwartete Trauerbotschaft: «Eine erschütternde Nachricht kommt von Bern: Joseph Viktor Widmann ist nicht mehr! Der Dichter ist am Montag abend einer Lungenentzündung, die ihn letzten Samstag ergriffen und der sein durch ein Unwohlsein seit Wochen geschwächter Körper nicht genügende Widerstandskraft entgegenzusetzen hatte, im beinahe vollendeten 70. Altersjahr erlegen. (...) Widmann tot! Diesen Gedanken vermochte man gar nicht zu denken. (...)» Der umfangreiche Gedenkartikel würdigt Widmann als «empfindlichen, reichen, für alles Schöne begeisterten, in Liebe und Zorn leicht aufflammenden, gütigen und tapferen» Menschen und

Künstler, als Förderer literarischer Talente («Gärtner poetischer Pflänzlein»). «So lange war Widmann der Führer der schweizerischen Literatur, (...) geradezu ihre Verkörperung gewesen, dass man sich die Möglichkeit, es könnte einmal anders sein, gar nicht vorstellen konnte. Und noch immer haben wir Mühe, das Bittere zu glauben, dass Widmann, *unser* Widmann, nicht mehr unter den Lebenden weile, dass seine Augen nicht mehr das Licht trinken sollen, das wie alles Schöne seine Seele so leidenschaftlich geliebt. (...) Auf seine Bahre legen wir den unverwelklichen Kranz verehrungsvoller Erinnerung und Dankbarkeit.»

Diesem (ungezeichneten) ersten Gedenkartikel fügte «P. K.» — der «Tagblatt»-Redaktor und nachmalige Thuner Stadtpräsident und Nationalrat Paul Kunz (1886 bis 1968) — das «Dankeswort eines Jungen» an. Oft habe er, sagt Kunz, durch Widmann Lebensmut und Hoffnung wiedergefunden; «er wusste uns immer wieder emporzuführen aus allem Weh und Herzeleid zur warmen Sonne der Lebensbejahung und zu edler Freude. Das ist in unserem Zeitalter der Blasiertheit, da alles Schöne, Gute und Wahre mit leichtem Lächeln abgetan zu werden pflegt, die grösste Tat des edlen Mannes.»

Das Thuner Tagblatt brachte in den spätern Nummern weitere Zeichen der Trauer, der Verbundenheit und der Dankbarkeit. Leben und Werk Widmanns wurden nochmals eingehend gewürdigt, man berichtete über den Verlauf der Trauerfeierlichkeiten in Bern, wo der Gemeinderat ein Doppelgrab an der Mauer des Schosshaldenfriedhofs zur Verfügung gestellt hatte, man druckte das Beileidsschreiben des Bundesrates an Frau Sophie Widmann ab (die schon drei Wochen später an der Seite ihres Gatten ruhen sollte); unter dem Titel «Am Grabe J. V. Widmanns» endlich brachte das «Tagblatt der Stadt Thun» die Schlussstrophen aus dem ergreifenden «Lied der Blaudrossel» (VII. Teil von «Der Heilige und die Tiere»), — Verse, die in herrlichster Verdichtung Widmanns ganze Lebensphilosophie auszustrahlen scheinen:

Ich weiss nicht, war mein Leben leicht?
Es war am Ende voll Beschwer?
Jetzt aber, da es mir entweicht,
Strömt voller Glanz aus ihm mir her.

Oh! grosse Welt! ich bin so klein
Und muss nun gehn, — mein Herz ist krank —
Nun werd' ich nie und nimmer sein . . .
Du schöne Welt . . . hab' Dank . . . hab' Dank . . .

Es versteht sich von selbst, dass vor allem Widmanns eigene Zeitung die mannigfachen Verdienste des Verstorbenen würdigte. Wir greifen aus den vielen Zeugnissen dankbarer Verehrung die folgenden, am 10. November erschienen Verse «Zur Erinnerung an J. V. Widmann» heraus; ihr Verfasser ist der bekannte Sigriswiler Maler und Dichter U. W. Züricher (1877 bis 1961).

Vor wenig Wochen war's, am Thunersee:
Mit meiner Weggefährtin wandert ich
An einem sonnengolddurchwobenen
Oktobertag dem stillen Dörfchen zu,
Das uns zur neuen Heimat werden sollte.
Wir stutzten plötzlich: Ein Mann mit grauem Haar
Und jugendglanzerhelltem Augenpaar
Im lieben Angesicht kreuzt unsern Weg.
Das ist ja . . . freilich ist er's. Es folgte Gruss
Und Wechselrede. Und von warmem Wunsch
Geleitet wanderten wir weiter, froh
Bewegt und es als gutes Omen deutend,
Dass dieser Mann es war, der uns zuerst
Am neuen Ort die Hand zum Gruss geboten.
Vor wenig Wochen war's. — Und heute bringt
Die Post ein Zeitungsblatt mit schwarzem Rand,
Und der verehrte Name steht darauf.
Wie damals strahlt die Sonne auf den See,
Den du geliebt; die späte Herbstglut glänzt
Auf Baum und Strauch. Und doch, der Winter kommt (. . .)

Quellen und Literatur (Auswahl)

- «Der Bund». Jahrgänge 1880—1911
- «Tagblatt der Stadt Thun». November 1911
- Gottfried Keller und J. V. Widmann. Briefwechsel. Herausgegeben und erläutert von Max Widmann. Basel 1922
- Max Widmann: Sanfter Nachklang goldner Tage. Lebenserinnerungen. Bern-Bümpliz, o. J.
- Josef Victor Widmann: Ausgewählte Feuilletons. Herausgegeben von Max Widmann. Frauenfeld 1913
- Werner Günther: Josef Viktor Widmann. In: Dichter der neueren Schweiz, Band II. Bern 1968
- Ursula Müller: J. V. Widmann als Feuilletonist und Feuilletonredaktor. Diss., Bern 1952
- Adolf Schaer-Ris: Widmann und der Thunersee. Jahrbuch vom Thuner- und Brienzersee 1951
- Maria Waser: J. V. Widmann. Vom Menschen und Dichter, vom Gottsucher und Weltfreund. Frauenfeld 1927

*

Verschiedene Ergänzungen zum Themen- und Personenkreis um J. V. Widmann finden sich im Band «Volk und Dichtung des Berner Oberlandes», den Dr. Hans Sommer im Herbst 1976 bei Francke (Bern) hat erscheinen lassen.